BB oder Der Tag an dem ich Pfarrer wurde

Autor(en): **Knobel, Bruno**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **103 (1977)**

Heft 32

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-617664

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

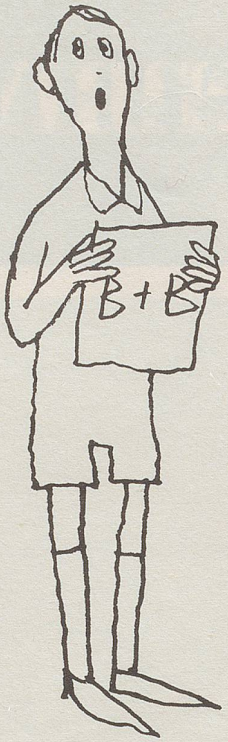
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

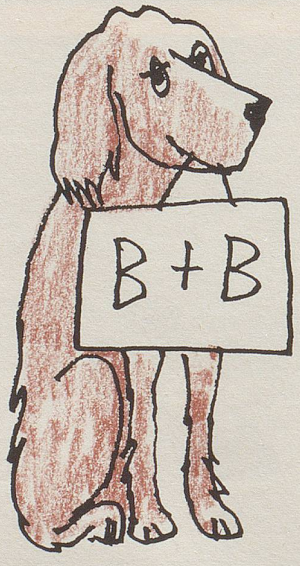
Bruno Knobel

BB oder Der Tag, an dem ich Pfarrer wurde



Der beste Tee

In der Schweizer Beherbergungsindustrie ist man dann Gast, wenn man Kurtaxe zahlt; zum Kurort wird ein Ort damit, dass er Kurtaxe zu erheben beginnt. Es wirkt deshalb wie ein *echter* Kuraufenthalt, wenn man nach Irland reist. Dort hat die Beherbergung eine sehr, sehr persönliche Note. Dank der Institution des BB. Damit meine ich nicht etwa die französische Institution Brigitte Bardot. In Irland steht BB für «Bed and Breakfast». Das ist zwar auch im Schweizer Hotelgewerbe bekannt, aber nur als Tarifformel in Prospekten und auf Rechnungen: Uebernachten plus Frühstück. Im Süden der irischen Insel hat es eine bedeutend mehr Leistungen umfassende Bedeutung. Dort ist BB die Zauberformel, die einem Fremden zu jeder Zeit an jedem Ort den Zugang zu jeder Art von Privathaus öffnet. Die Aufschriften BB oder B+B sind an Gartentoren und -Zäunen, in Fenstern, an Hausmauern und auf Schildern zu finden. Sie bedeuten «Klopfen Sie ruhig an». Preisangaben fehlen. Sie wären unnötig genug angesichts der bescheidenen Forderungen, und Kurtaxen werden nicht erhoben.



A la BB reisen bedeutet jeden Tag anderswo mit andern Leuten in engsten Kontakt kommen und sich jeden Tag freuen auf den Abend, der eine Ueberraschung bringt. Die Ueberraschung mit Missis Casey in Rosslare, die mir rasch mein Zimmer zeigte und die Vorratskammer und mir dann den Hausschlüssel in die Hand drückte mit der Bemerkung, sie fahre für 3 Tage zu ihrer Nichte, sie lasse mich allein; wenn ich weiterreise, solle ich den Schlüssel an jenen Nagel hängen und das Geld auf den Küchentisch legen, sie verrechne – alles in allem (was immer das heissen mochte angesichts der Vorräte) – 1 Pfund pro Nacht.

Die Ueberraschung mit der alten Missis Murphy in einem kleinen Städtchen am Blackwater River, die sich auf meine Bemerkung, ich möchte noch schnell irgendwo zu Abend essen, sogleich ihren Schal umlegte und mich nicht nur zu einem Lokal begleitete, wo ich am besten bedient werde, sondern mit damenhaftem Anstand bei der Mahlzeit mithielt und mir nachher auf einem stundenlangen Spaziergang alle Sehenswürdigkeiten des Ortes zeigte und mich mit allen namhaften Bürgern bekannt machte ...

Oder die Ueberraschung, als ich in einem Vorort von Cork bei der noch älteren Winnie Mahony wegen Unterkunft vorsprach: Sie sass inmitten von Sportzeitungen und Notizen vor dem Fernsehapparat, verfolgte auf dem Bildschirm die Pferderennen von Dublin, notierte und rechnete, konsultierte Wettzettel und blickte mich überhaupt nicht an, als sie sagte: «Natürlich können Sie Bed and Breakfast haben; gehen Sie die Treppe hoch, zweite Türe rechts und stören Sie mich erst wieder, wenn mein verdammter Jim Gaffney gesiegt hat.» Erst da schob sie ihre Brille auf die Nasenspitze, funkelte mich darüber hinweg an und fügte, bekümmert über sich selbst, bei: «Fünf Pfund hab' ich auf ihn gesetzt.» Mrs. Mahony machte den besten Tee, den ich je getrunken habe.

Kinderlieder

Es war vor dem Kamin der Ryans, als ich mich jenes Farmers aus der Gegend von Slea Head erinnerte. Er hatte mir erklärt, weshalb er Junggeselle bleibe: «Wollte ich eine Frau, müsste ich eine *Kuh mehr* haben. Dazu brauchte ich *mehr Land*. Wollte ich das Land kaufen, müsste ich das Geld, das mir die zusätzliche Kuh einbrächte, für den Landkauf verwenden statt für die Frau. Also verzichte ich auf eine Frau, dann brauche ich nicht mehr Land, das ich für eine weitere Kuh benötigte ...» Das erinnerte mich irgendwie an unsere Verse «Joggeli wott go Birrli schüttle», und das war jener Farmer gewesen, der sich sehr für meinen Schweizer Dialekt interessiert und herausgefunden hatte, dass «Welle» in *seinem* (gälischen) Dialekt fast gleich ausgesprochen wird wie – Wäle – im Zürcher-Dialekt. Aber ich greife vor.

Die beiden Brüder, die mir an der Küste bei Ballydehob BB gewährten, hiessen Bob und Jim und waren äusserst sangesfreudig. Es war ihr Vorschlag, mich ihrer in der Gegend von Skull verheiratet lebenden Schwester vorzustellen und dazu noch zwei Nachbarn mitzunehmen. Da mein Wagen sich für eine solche Besatzung als zu klein erwies, zumal als Gastgeschenk auch noch ein Kasten Bier mitzuführen war, steckten die Männer den kleingewachsenen Jim kurzerhand in den Kofferraum, und wann immer er während der Fahrt hinten seine Fistelstimme klagend erhob, brüllten vorne seine Kumpane vor Lachen und sangen «Big Jim in the background».

Bridie, die Schwester, erwartete uns mit Gefolge ihrerseits: Zwei Nachbarinnen teilten sich mit ihrem Mann in die bevorzugten Plätze am Torffeuer. Nach zwei Runden «Tullamore Dew» begann es. Reihum erhob sich jeder und jede, trug ein Gedicht vor, eine Ballade, ein Schelmenlied ... Ein sentimentales Liedchen von einer Kathleen Na Houlikan; eine dramatische gereimte Berichterstattung über die Hinrichtung eines Sean Tracy am 14. Oktober 1920 in Dublin. Es war überhaupt erstaunlich, wie viele der Balladen mit genauen Zeitangaben beginnen: «July the First, of a morning clear, one thousand six hundred and ninety ...» Und als Bridie mit brechender Stimme das Lied sang von Kevin Barry, der am 1. November 1920 gehängt worden war, da flossen ihre Tränen und die Männer schneuzten sich. Und als Jim fistelnd und strophenreich deklamierte, wie tapfer Kelly, the Boy of Killane, in der 98er Rebellion in den Tod gegangen war, da heulten alle Frauen, laut, begeistert und anhaltend. Was kam, war vorauszusehen und unabwendbar: Man blickte auch auf mich und wartete. Aber was hätte ich schon Passendes zu bieten gehabt! Eine der Balladen aus meinen ehemaligen Schulbüchern? Das Lied «Hoch auf dem gelben Wagen?» Wie konnte ich, der ich von allem kaum eine Strophe wusste, konkurrieren mit Vorträgen, die aus *Dutzenden* von Strophen bestanden! Und eben da fiel mir der Farmer von Slea Head ein, mein dem Gälischen offenbar so verwandter Dialekt und das Kinderlied vom Joggeli, der Birnchen schütteln ging.

Als ich mich räusperte, herrschte erwartungsvolle Spannung. Als ich in balladeskem Tonfall zu deklamieren begann «Es dunklet scho im Tannewald, es schneielet ganz lislig», da horchten die Leute verwundert auf. Als ich dort anlangte, wo es heisst: «da pöpperlets as Lädeli, es Glöggli ghöri lüüte ...», da schluchzte bereits die erste Frau. Und später, als ich, durch den Erfolg ermutigt, immer und immer wieder «Ich ghöre nes Glöggli» sang, als männiglich mit Tränen in den Augen mitsummte, da hatte ich die Gewissheit, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Auditorium in echte Rührung versetzt hatte.

BB weckt seltsame Fähigkeiten in einem von der Zivilisation Angekränkelten!

Die Sorge des Allmächtigen

Als ich in einem kleinen Küstendorf am Fusse des Mullaghnarakill nach B+B fragte, musste dem alten Barney O'Malley mein Erscheinen wie eine Fügung des Himmels erschienen sein. Er führte ein winziges Ladengeschäft mit Fischereiartikeln, Nägeln, Werkzeug und was

weiss ich. Als ich mich als Schweizer zu erkennen gab, schrie er erst einmal schrill nach Tochter, Schwiegersohn und Enkel, schlug mit der Faust gewaltig in den Staub auf dem Ladentisch, zog aus einem Regal eine Schrift hervor und sagte mir, darauf deutend, auf den Kopf zu, die Schweizer hätten während des Zweiten Weltkrieges in Europa die stärkste Armee gegen Hitler gehabt, wozu er mir aufrichtig gratulierte und beifügte, das werde

er der kleinen Schweiz, die nicht grösser sei als Eire, nie und nimmer vergessen. Die Schrift, aus der Barney sein Wissen bezogen hatte, war ein Heft «Reader's Digest», und vor soviel Kenntnissen konnte ich nur kapitulieren, zumal man im Ausland nur zu gerne dazu neigt, Bewunderung für das eigene Land zu akzeptieren. Ich schenkte ihm, noch ehe mir B+B «selbstverständlich» zugesichert wurde, ein «Schweizer Offiziers-Taschenmesser», wie sie bei uns als Souvenirs feilgeboten werden, was ihn veranlasste, mich seinem Enkel sozusagen als Wilhelm Tell persönlich vorzustellen und mir vorzuschlagen, mich mit seinen, Barneys Freunden bekanntzumachen.

Das geschah am Abend im Pub, wo in Irland das meiste geschieht, sofern es einen hat. Ein junger Mann spielte Handharmonika, und zahlreiche Männer höheren Alters lispelten mit – wie sich ergab – zahnlosen Mündern die Strophen zu den Melodien. Es war lustig; animiert durch Barneys Erläuterungen gaben sich die Männer äusserst militärkundig und kampferfahren, und dennoch schien mir alles nur wie ein Vorspiel, so, als ob alle auf etwas warteten. Es war schon spät, als das unbekannte Erwartete eintrat: Der Polizist des etwa 10 Meilen entfernten Dorfes. Er trat selbstbewusst, nur knapp grüssend an die Theke, nahm wortlos das Glas, das ihm der Wirt unaufgefordert zugeschoben hatte, trank es in einem Zug leer, reichte es zum Nachfüllen zurück und schob seine zivile Schirmmütze aus der Stirn.

Dann erstarb jedes Gespräch. Er zog aus der Tasche zahlreiche bekritzelte Briefumschläge, Drucksachen, weisse Ränder von Zeitungen, ordnete sie umständlich, und dann gab er dem Handörgeler ein Zeichen. Dieser setzte ein mit einer Art Schnitzelbankmelodie, und die ganze Gesellschaft begann vergnügt zu singen. In dem Lied wurden die Leute der Ortschaft Sneem gefoppt, und das war, wie sich erwies, das Präludium, denn in den folgenden zwei Stunden arbeitete sich der Polizeimann durch seine sämtlichen Notizen durch, bot neue Strophe um neue Strophe – Ergebnis einer strengen Woche emsigen Dichtens – und leerte nach etwa jeder zweiten oder dritten Strophe einen nicht zu knapp bemessenen Whiskey. Jede Strophe wurde von allen mit Begeisterung applaudiert. Nur ein älterer Mann in langem schwarzem Tweed-Umhang und mit bleichem, merkwürdig intelligentem Gesicht stand unbeweglich und ernst. Als ihm der Wirt von mir ein Bier brachte, suchte er meinen Blick und dankte mit stolzem Nicken. Der Schäfer der Gegend, wie man mir sagte.

Nach Mitternacht, als die Schweissperlen auf des Polizisten Oberlippe immer grösser, die Abstände zwischen den Strophen immer länger wurden, schritt der Schäfer durch den Raum, stellte sein leeres Glas mit Nachdruck auf die Theke und verliess grusslos die Gesellschaft. Abrupt erhob sich darauf auch der Polizist, zog den Mützenschirm tief über die leicht verglasten Augen und verliess das Lokal, setzte sich in ein klappriges Auto ans Steuer, und das Spiel der Scheinwerfer und das Brummen des Motors gaben noch lange davon Kunde, dass der dörfliche Ordnungshüter mit weit über achtzig über die schmale, kurvenreiche Küstenstrasse seiner Dichterklause zuraste.

«Wenn das nur gut geht», sagte ich im Freien zu einer Gestalt im Dunkeln. «Lassen wir dafür *IHN* sorgen», sagte der Mann beruhigend. Es war der Schäfer, und ich war nicht sicher, ob ein ironischer Unterton mitschwang. «Der Allmächtige wird's nicht zulassen, dass ‹so einem› etwas zustösst», fuhr er weiter, wobei offenblieb, ob damit «so ein» tüchtiger Trinker oder «so ein» wortgewaltiger Dichter der göttlichen Obhut anheimgestellt wurde.

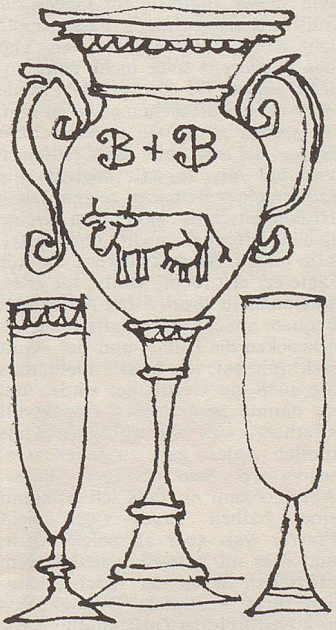
Ich blickte aufs Meer, das im Zwielicht eines bleichen Mondes lag, und rezitierte: «Auf den Atlantik hatte sich die Dunkelheit gesenkt – ein leeres Grau – bis in die fernsten Fernen.»

Da sagte der Schäfer: «Das könnte von einem grösseren Dichter sein als von dem von vorhin! – Von Frank O'Connor?»

Das verwunderte mich sehr, denn er hatte recht.

Maureen O'Haras Geschenk

Shiela Finnegan und ihren Mann Brian lernte ich kennen in einem winzigen Fischerhafen in der Gegend von Cloonsharragh, auf dem Weg nach Connemara. Ihr Cottage war das einzige des Dörfchens, welches das Zeichen BB trug. Als auf mein Klopfen geöffnet wurde, fiel ich nach Landesbrauch nicht gleich mit der Türe ins Haus, sondern wies in obligaten rhetorischen Ausschweifungen mit Anerkennung auf ein Fenster, hinter dessen Scheiben wohlgeordnet Silberkelche, -Becher und -Schalen in der Abendsonne blitzten, und sagte: «Madam, mein Kompliment, Sie treiben da ein ungewöhnliches Handwerk mit aussergewöhnlichem Geschick! Ich hätte in dieser Gegend keinen Silberschmied erwartet.» Die Frau nahm sich kaum Zeit, zu stutzen, sondern lachte gleich los; und *wie* sie lachte. Sie verschwand; ich hörte sie reden und in erneutes Lachen ausbrechen, nunmehr begleitet von einem rauhen Bass. Ich fühlte mich gepackt, tappte blind vom Licht ins dunkle Zimmer, wurde in einen Sessel gezogen neben einem im Torfrauch hüstelnden und prustenden Mann, dessen Gesicht ebenso grob gemustert war wie seine Homespun-Hose aus Donegal-Tweed, und bei einem Schluck bernsteinfarbenem «Paddy» erhielt ich die Erklärung, die Silbergefässe hätten sie nicht selber gemacht, sondern sie seien von Shiela, seiner Frau – wie die Gravuren bewiesen – vor dreissig Jahren gewonnen worden als Preise – alles erste Preise! – in Wettbewerben im Preismelken.



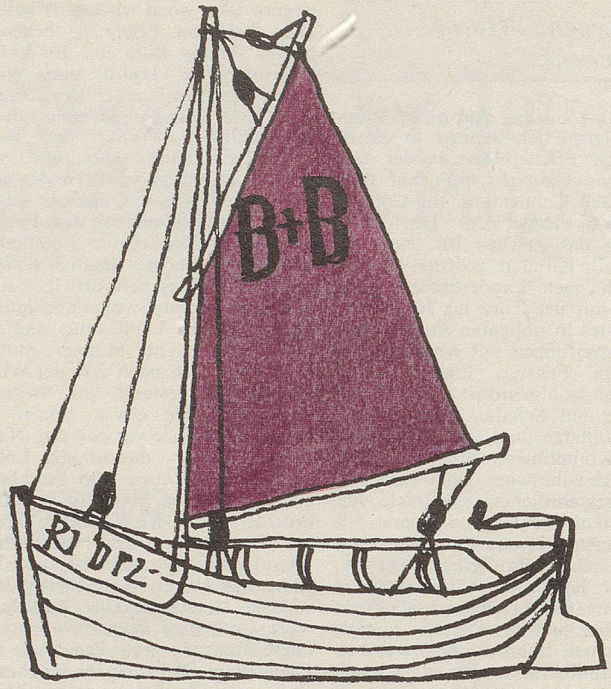
Brian war dermassen angetan von meiner Bewunderung für die betagte Shiela, dass er mir gestand, er sei an diesem Tag nicht auf Fischfang gewesen, was allein rechtschaffene Arbeit sei, sondern beim Torfstechen im Hochmoor, weshalb er, Gott möge ihm verzeihen, Anrecht zu haben glaube auf ein Bier, das mit mir zu trinken er nicht allzu ungern täte, wozu wir uns lediglich zum Pub von Peggy zu begeben hätten. Meine Bitte um B+B beantwortete er, schon zum Weggehen bereit, mit einer wegwerfenden Geste, «für Sie jederzeit, selbstverständlich», worauf die Frau nach Leintüchern eilte und wir Männer zu Peggy schritten. Als er – von seinem Glase Guinness schon den schalen Schaum mit dem Finger auf den sandbestreuten Fussboden schnippend – hörte, dass ich Kaffee bestellte, hielt er verblüfft inne und sagte zur Wirtin, Switzerland müsse ein komisches Land sein, und zu mir, *Bier* mache Männer mutig. Peggy gab sich nach Art der Wirte neutral und gestand, von Switzerland noch nie etwas gehört zu haben, worauf sie verschwand. Nach zehn Minuten – das winzige Lokal hatte sich mit eben vom Fischfang zurückgekehrten Männern gefüllt – brachte sie mir den Kaffee. In ihrem besten Geschirr. Die vasenartige Tasse war violett geblümt, und ihr Rand war ebenso verblichen goldig wie die verschnörkelte Aufschrift «*Gruss aus dem Berner Oberland*». Diese Tasse, so sagte Peggy mit bescheidenem Stolz, sei ihr geschenkt worden von der Schauspielerin Maureen O'Hara, als diese einst in der Nähe gefilmt habe.

Der Kaffee war gut, auch wenn Tee stilechter gewesen wäre, und die Tasse bewies, dass man seinem Schicksal nicht entrinnen kann. Auch das Bett in Shielas Häuschen war gut, wenn auch nur wenig kleiner als das Zimmerchen, in dem es stand, und bevölkert von zwei Käfern völlig unbekannter Art. Aber Reisen mehrt das Wissen; und warum nicht ein Käfer im Bett, wo doch, wie der Ire sagt, jeder Mensch eine Biene unter dem Hut hat, was man in unseren Breiten einen Vogel haben nennt.

Father Donoghues Trick

Die Wellen des Atlantik gingen höher, die Wolken fetzten im zunehmenden Sturmwind tiefer, als ich in der winzigen Barkasse zweier Fischer von der Blasket-Insel zum Festland übersetzte, durchnässt von Regenböen und vom Salzwasser überholender Brecher. Hinter uns verlor sich die menschenverlassene, nur von Kaninchen bevölkerte Insel hinter Schaumkronen, vor uns wuchs der dünne Streifen des Festlandes zum einladenden Sandwich: unten das Weiss der Brandung, oben das von Sonnenflecken überspielte Grün der Grasnarbe, wo ich ein gemütliches B+B erhoffte, und dazwischen das stumpfe Ocker der Klippenwände, gesprenkelt von den weissen Tupfen der Möwen.

Gelassen taten die Fischer das Nötige, um das tanzende Boot in der Sturmströmung auf Kurs zu halten, und sie manövrierten es schliesslich in eine Bucht, wo aus den tobenden Wellen eine steile Betonrampe in die Klippen stieg, auf der Fischer ihre Curraghs, die langen schwarzen Ruderboote, an Land ziehen und auf der mir beschieden war, einmal bei Bewusstsein das zu erleben, was man sonst nur in Alpträumen empfindet. Als nämlich die Seilschlinge, geschickt über einen Pfosten an Land gewor-



fen, festsass, die Leine sich straffte und das Boot an die Rampe holte, da sprang ich, stand einen winzigen Augenblick auf der schiefen Fläche der Rampe, den Rücken zum Meer – und langsam, in einem geradezu traumhaften Zeitlupentempo begann ich hinabzurutschen, Zentimeter um Zentimeter, mit kurzen Zwischenhalten, die Fingernägel haltsuchend in die Unebenheiten des wie Seife glitschigen Betonbodens krallend. Immer näher kam ich den Brechern, Gischt schob und zog mich, und es schien Stunden zu dauern, bis ich, bereits bis zu den Knien im Wasser stehend, Halt in einer Fuge und Gelegenheit fand, die mir zugeworfene Leine zu packen.

Als ich mich Schritt für Schritt hinaufarbeitete und dabei wie von ungefähr emporblickte zum Klippenrand, sah ich dort an der äussersten Kante eine unbewegliche Gestalt, schwarz, übergross, statuenhaft. So hatte ich mir stets Kapitän Ahab aus «Moby Dick» vorgestellt. Er erinnerte mich auch an den Schäfer vom Mullaghnarakill, aber er hatte die Hände gefaltet. Ich ging zu meinem Wagen, in dem die Sonne während Stunden meinen Whiskey gewärmt hatte, und griff zur Flasche, um mein Zähneklappern zu besänftigen, als mir von hinten jemand kräftig eine Hand auf die Schulter legte, sanft die Flasche ergriff und sie, ohne mit dem Aermel über die Oeffnung zu fahren, an die Lippen setzte. «Ah», seufzte der schwarze Mann befriedigt und mit einem anerkennenden Blick auf die Flaschenetikette, «mit Gottes Hilfe – Preis und Dank! – dem Wasser entronnen; ich habe vorsichtshalber für Sie gebetet, aber alles sollte man nicht dem Allmächtigen aufbürden.» Er grinste, was mich bewog, neben «Danke» auch «Amen» zu sagen, worauf er sich vorstellte – «Pfarrer Donoghue» – und sogleich mein Schicksal in seine väterlichen Hände nahm. Ich gehöre an ein warmes Torffeuer, sagte er; beileibe nichts gegen guten Whiskey, aber allein sei er nichts gegen Erkältungen. B+B gäbe es in nächster Nähe nicht, dagegen Molly Sullivan, deren Obhut er mich – ebensowohl wie jener des Himmels, das verstehe sich – anempfehlen könne.

Molly erwies sich als eine guterhaltene, wenn auch füllige, aber entschieden in zweiter Jugend erblühende Fünfzigerin, die einen Pub führte. Und als sie dem Geistlichen verklärten Angesichts bekannte, wie sehr sich ihr Mann über Father Donoghues Besuch gefreut hätte, und dieser sogleich ein Gebet für Sullivans Seele folgen liess, wusste ich, dass Molly Witwe war, und das wiederum mag nicht ganz zuletzt Anlass für ihre grosse Freude über mein Auftauchen gewesen sein. Sie sprach eifrig von einem heissen Bade, sicherte mir ihre Hilfe zu und bot mir an, mir sogleich die Güte meines Bettes zu zeigen. Diese Hilfsbereitschaft kam dem Geistlichen offenbar nicht unerwartet. Mit einem Augenzwinkern zu mir sagte er: «Ist recht, Molly; tue alles, was meinem *Bruder* den Aufenthalt bequem macht.» Da faltete sie erschrocken die Hände und rief «Gott steh' mir bei; ich wusste nicht, dass Sie auch ein Geistlicher sind»; und sie nannte mich fortan respektvoll «Father», was mir wohl öfters als tunlich Anlass gab, zu sagen «Gesegnet sei Sein Heiliger Wille». Aber so kam es, dass ich während eines halben Tages zwar nicht Pfarrer war, aber als solcher galt, und dass mir – sozusagen mit dem offiziellen Segen der Kirche, nämlich ihres Vertreters Donoghue – jene ehrfürchtige Zurückhaltung bezeugt wurde, wie sie sonst nur der angesehenen Geistlichkeit Irlands zuteil wird.

Das war die Geschichte mit Molly Sullivan, und gesegnet seien ihr Lachssteak von der Grösse und Dicke eines Jelmoli-Kataloges und ihr Kaminfeuer und alle meine BB-Gastgeber!

Hans Moser

Herr Schüüch lebt weiter!

Cartoons
64 Seiten Fr. 9.80
Nebelspalter-Verlag 9400 Rorschach

Herr Schüüch lebt tatsächlich, und wie! Nicht nur als Zeichenfigur bei seinem Schöpfer Hans Moser, dem er manches abgeguckt hat, sondern in unzähligen lebenden menschlichen Exemplaren! Allen Methoden und Kursen zum Trotz, die aus schüchternen Menschen selbstsichere Individuen formen wollen! Das ist für alle ein Trost, die dieses Menschenformen (um nicht das Modewort «Manipulation» zu gebrauchen) verabscheuen. Denn nach dem vergnüglichen Betrachten von Schüüchs atemraubenden Nicht-Abenteuern misst der Leser seine eigenen lächerlichen Aengste vor den kleinen Ungeheuern des Alltags an jenen von Herrn Schüüch und erkennt: Schüüch ist kein Trottel!

Bisher sind von Hans Moser im Nebelspalter-Verlag erschienen:

Freie Fahrt
Humorbuch für Strassenbenützer
72 Seiten Fr. 12.80

Mitlachen ist wichtiger als siegen
Sportkarikaturen
96 Seiten Fr. 9.80

Heitere Chirurgie
Ein fröhlich medizinisches Bilderbuch
80 Seiten Fr. 9.80

Die Mänätscher
Hochachtungslos gezeichnet
72 Seiten Fr. 9.80

Freut euch des Lebens
Kurorte gestern und heute
96 Seiten Fr. 8.–

Bei Ihrem Buchhändler